Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 26. Juni 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 51.

Die Wolfsgrube.

Novelle von Julius Krebs.

(Fortsetzung.)

Der erwachende Sonntagsmorgen goß seine zauberischen Tinten über das ruhende Gebirge, von welchem die nächtlichen Nebel wie grollende, machtlose Geister hinwegzogen. Sebaldus stieg langsam durch den einsamen, dichten Wald zu dem Bergriesen empor, und sein Auge schweifte von einem Genußfelsen seiner Hochebene immer heiterer umher auf den farbigen, goldglänzenden Thälern mit ihren lebendigen, zahlreichen Dörfern und Städten, ihren Fabriken und Bleichen, umgeben von den dunkeln Waldstirnen der mächtigen Berge. Wieviel vereinzeltes, engbegränztes Leben und Wirken umfaßte hier oben der Blick als ein großes, frei entwickeltes Ganzes im Reiz der Romantik, in der Idee der Unendlichkeit! Sebaldus fühlte all' seine Freude, seinen Schmerz, sein ganzes bisheriges Leben in dieser hohen Morgenfeier wie gaukelnde Traumesschatten aus seiner Brust entweichen. Ach, Schlesien war so schön, so gut, so deutsch; und dieses schöne, gute, deutsche Land wollte er verlassen! Er dachte es mit feuchtem Auge, während seine Phantasie traurig über die dunkelgrünen und duftblauen Berge hinausschweifte nach der zweifellosen Ebene Polens mit ihren unheimlichen Kiefern- und Fichtenwäldern, mit ihren dürren Sandflächen und schmutzigen Judenschenken. Das Herz wurde ihm schwer bei dem öden, dürftigen Bilde; er fühlte, daß dies Herz noch nicht todt war, daß es noch lieben, daß es noch wünschen konnte. Und er liebte sein Vaterland, und wünschte drin zu leben und zu sterben, trotz der blutigen Kriegswolken, die eben über ihm sich zusammenzogen.

Vielleicht auch hier wirst Du ein heimathliches, wenn auch kümmerliches Plätzchen finden, hoffte er, und schritt abwärts den Thälern zu, die mit ihrer wimmelnden Thätigkeit in magischem Duftgewebe ihm zu Füßen lagen. Nach einigen Stunden gelangte er in ein Fabrikdorf, das mit seinem schönen, hohen Grafenschloß, mit seinen stattlichen kaufmännischen Niederlassungen, mit seinen zerstreuten Weber-, Bleich- und Bauernhütten an einem lustig rauschenden Gebirgsstrom, meilenweit sich durch ein reizendes Thal hinzog. Es war Tannhausen, das liebliche Tannhausen, sein jetziger Wohnort.

In der Schenke hatte er, von den Bauern gequält, ein Stück auf seiner Geige gespielt. Die Leute waren außer sich! noch Keiner hatte jemals eine solche Fiedel gehört. Zufällig war auch ein gräflicher Kammerdiener, der etwas Musik verstand, einer Bestellung wegen, gegenwärtig. Er pries bei seiner Rückkehr voll Enthusiasmus den eben angekommenen, fremden Wundermann gegen den Grafen. Dieser wurde neugierig, und ließ Sebaldus rufen. Sein Spiel übertraf die kühnste Erwartung der eben versammelten Gesellschaft, und brachte ihm reiche Geschenke. Der Graf forschte nach des Virtuosen nähern Verhältnissen, und Sebaldus gab mit Verkleidung seiner ehelichen Erlebnisse einen kurzen Abriß derselben.

„Ich wünschte Euch bei mir zu behalten," sagte Jener; — „doch kann ich Euch im Augenblick Nichts als die eben dürftige Stelle des Schulmeisters anbieten, da ich ohne grobe Ungerechtigkeit keinen meiner höchst brauchbaren Beamten entlassen kann."

„Das verhüte Gott, daß ich Jemanden verdränge, Herr Graf," entgegnete Sebaldus und nahm die Stelle dankbar an. — Sie war freilich an sich, wie noch heute leider in vielen deutschen Ländern, ein traurig dürres Hungerfeld, das jetzt durch den Krieg noch mehr ausgesogen wurde. Allein seine zauberische Geige verschaffte ihm eine reichliche Nebenquelle des Erwerbs. Wer Violine lernen wollte, mußte sie von Sebaldus lernen, der übrigens erst hier, um unerkannt zu bleiben, diesen Namen mit seinem eigentlichen „Wangenheim" vertauschte. Kein Fest, kein Concert, keinen Ball gab der Landadel, oder die reiche Kaufmannschaft, wobei der geniale Schullehrer mit seiner Geige, seinen reizend elegischen Compositionen oder wunderbar lustigen Tanzstücken gefehlt hätte. Sebaldus war für die ganze Gebirgsgegend Nicolo Paganini und Johann Strauß in einer Person. Aber auch bei den jährlichen Festen der Landleute, die jedesmal deshalb eine Deputation an ihn abgehen ließen, spielte er seine eigenthümlichen rasenden Tänze, nach denen die jungen Bauern, wie von der Tarantel gestochen, göttlich froh umherwirbelten. Das ganze abgeschlossene, wehmüthige Wesen des Geigers wohnte dabei fast convulsivisch in seinem Instrument; seine ganze äußere Erscheinung hatte mit der Zeit überhaupt einen Anstrich von greller aber gutmüthiger Sonderbarkeit erhalten, und er war deshalb den Bauern halb ein Gegenstand großer Verehrung, halb eines gewissen geheimen Spottes, demzufolge ein Witzling den Namen „Fiedellieb" für ihn aufbrachte, der nach einer Reihe von Jahren aus dem Munde von Jung und Alt gehört wurde.

Eine so plötzliche, gewaltsame Erschütterung, wie die tiefinnersten Lebenselemente Sebald's erfahren, mußte seinem Charakter beinahe nothwendig eine andere Richtung geben, besonders unter den Umständen seiner jetzigen Existenz. Es galt bei ihm, was Jean Paul von einem seiner Charaktere sagt: die Zeit heilte nicht, sie entwickelte seinen Schmerz vielmehr. Er hatte nur Einmal geliebt, und diese Liebe war Florentine. Sie war zart diese Liebe, wie der erste Lichtanflug eines Morgenwölkchens; sie war glühend wie die künstlerische Andacht für das Schöne, sie war glücklich wie der kühne Himmelsthau eines Dichters. Und nun diese schmutzige, grobe Enttäuschung, dieses nüchterne, erbärmliche Erwachen! Es war Stoff zum Nachsinnen für ein ganzes Leben! Und in der That lebte Sebaldus mittelst seiner Geige sich ganz in seinen Schmerz hinein mit allen Schattirungen der Erinnerung, und das äußere Leben vermochte ihn wenig in Anspruch zu nehmen. Bei dieser beständigen Concentration seiner Innenwelt auf die einzige Idee der Vergangenheit, die nur das Unabweisliche in ihren Kreis zuließ, war es daher kaum zu bewundern,

wenn Sebald's Ausdruck und Wesen in der Gegenwart ein wenig verworren und eckig hervortrat, ja daß besonders in spätern Jahren, wie bei allen astracten Naturen, seine persönliche Erscheinung eine Beimischung von Cynismus bekam, der bei ihm durch die ekle Leidenschaft für die Tabaksdose noch bedeutend erhöht wurde; kurz, dieser edle, vielseitige Geist war untergegangen im ungestillten Schmerz einer Herzenswunde, wie im Druck der äußern Verhältnisse. Was ihn für den gewöhnlichen Menschen noch charakterisirte, war seine grimmige Soldatenfeindschaft. Sie, die in dem schmerzlichsten Wendepunkt seines ganzen Lebens wurzelte, war sprichwörtlich in der ganzen Gegend geworden; und doch hielt sie im letzten Kriege ihn nicht ab, einen jungen Husaren, den er hülflos, mit Wunden bedeckt und dem Tode nahe, in der Nähe des Schulhauses fand, bei sich aufzunehmen, und sechs Wochen bis zu seiner völligen Genesung zu verpflegen. Es war jener Robert, dessen Veronica so warm gedachte. So mächtig war der Drang des Menschenfreundes über das bittere dauernde Gefühl, daß Einer jenes Standes einst ihm mit der Liebe, Treue und Ehre seines Weibes Alles geraubt hatte.

Drei und zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, und nie war eine Nachricht von Florentinen oder ihrem Verführer in seine stillen, abgeschlossenen Berge gedrungen. — Er hatte nicht wieder geheirathet; Veronica war nur seine Adoptivtochter, eine verlassene Waise, die er in noch zartem Alter zu sich genommen, um neben seiner Geige doch noch Etwas lieben zu können, und ein menschlich Herz mit Liebe oder Dankbarkeit an sich zu fesseln. Sebald war nicht so dürftig, als er schien, und besonders während des Krieges vor den raublustigen Soldatenhorden scheinen mußte. Er hatte bereits bei seinen herabgestimmten Bedürfnissen und dem oft reichlichen Ertrag seines außerordentlichen Talents ein schönes, rundes Sümmchen erspart, und wohlverwahrt, das er einst der angenommenen Tochter als Aussteuer zu hinterlassen gedachte. Und diese Veronica, für die er arbeitete und sorgte, die eine für ihren Stand ausgezeichnete Erziehung erhielt, drohte jetzt, ihn jene Erfahrung noch einmal machen zu lassen, an der einst sein äußeres und inneres Glück zerfallen, ihm dieselbe Wunde, die unvernarbt, stillblutend fortschmerzte, an einer andern Seite seines Herzens zu schlagen!

* * *

Nach dieser nothwendigen Episode kehren wir zu des Geigers Gegenwart zurück. — Fiedellieb, wie ich ihn jetzt nennen will, stand hoch auf dem Musikantengerüst des dampfenden Kretschams, von wo herab er die Füße des jungen Landvolks mit seinem Geigenbogen beherrschte, in abenteuerlicher leidenschaftlich bewegter Gestalt. Mit überraschender Sicherheit spielte er seine Tanzstücke, meist die tollsten Capriccio's, deren technische Schwierigkeiten von der Musikbande nur er allein zu überwinden vermochte. Bald gellte es wie unheimliches Hohngelächter, bald kreischte es wie alte Weiberstimmen, bald tönte es wie Nachtigallenklang, und endlich wieder raste ein Allegro wie Schlachtsturm von seiner Geige. Es war oft die wunderlichste Gattung Musik, die gehört werden konnte; bisweilen oft eigentlich gar keine Musik mehr, wenn Fiedellieb seine dämonischen Phantasien 'mal so recht austoben ließ. Es krähte, kreischte, krächzte, rauschte, summte und pfiff dann wie ein höllisches Geisterconcert auf den Saiten; und bei jedem frappanten Uebergang zuckte eine wilde Freude durch das ruhelose Muskelspiel des hagern, schweißbedeckten Geigergesichts; die düstern, sonst so gutmüthigen Augen starrten wie zwei glühende Kohlen in das wirbelnde qualmende Gedränge, und um das Grauenhafte des Musikantenkönigs in dem weitläufigen schwarzen Leibrock zu vollenden, sträubte der Nachtwind durch's kleine offene Fenster oft die Haare seiner glatten Perrücke unter dem großen dreieckigen Hute empor.

Solche tolle Passagen waren indeß nur eingelegt; Fiedellieb spielte sie nur für sich selbst, und sein Orchester indeß ruhig nach den Noten fort. Die Ohrencultur der trunkenen Bauern war nicht groß genug, seine kühnen Combinationen aus dem vollen, befriedigenden Musikstrome herauszuhören, der unwiderstehlich zum Tanze fortriß. Dann ging auch Fiedellieb's Meisterhand wieder zur Ordnung über; die glänzenden, überraschenden Gedanken seiner Composition spielte er mit der größten Eleganz, oft als piquante Solo's, und rascher drehten sich die Bursche, höher flogen die Röcke der Dirnen in den schweren Tabaksnebelwolken um die Säule her, welche in der Mitte die weite, geschwärzte Schenkstube stützte, und bisweilen jauchzte ein Ueberseliger aus voller Kehle in das bezaubernde Tanzstück hinein.

War es endlich zu Ende, so eilte Alles zu Bier, Branntwein und Kuchen an den Schenkverschlag, und die Musikanten und ihre Meister wurden natürlich nicht vergessen. Fiedellieb wurde jubelnd an einen Tisch herabgezogen, und mußte trinken, er mochte wollen oder nicht. Der rohen, aufnöthigenden Dankbarkeit der Bauern nachgebend, welche nach ihrem Ausdruck seiner Fidel noch mehr Courage machen wollte, leerte er einige Male das stets wiedergefüllte Branntweinglas, und kostete auch den dicken, ledernen Kirchweihkuchen, der hoch vor ihm aufgeschichtet wurde. — Nach solcher Restauration ging es wieder an den Tanz.

So waren der Abend und die halbe Nacht verrauscht; die dünnen tiefherabgebrannten Talglichter der ärmlichen Beleuchtung vermochten endlich kaum mehr die einzelnen bachantisch rasenden Gestalten unterscheiden zu lassen; immer leerer wurde die weite, niedere Stube, in welcher alle Dünste zu allgemeiner Vermählung ineinander flossen; immer matter, taktloser wurde die Musik. Ein Trunkener geleitete den Andern nach Hause. Auch die Musikanten packten ein, und endlich zogen sie, Fiedellieb an der Spitze, von dannen, um sich draußen bald hier und dorthin in die Thäler nach ihren benachbarten Heimathsdörfern zu zerstreuen.

Der Mond blickte hold auf sein liebes Thal und auf die Straße, wo Fiedellieb, die Geige unter'm Arm, nach seinem entfernten einsamen Hause schwankte. Die ungewöhnten Branntweingeister hatten seine Füße unsicher, seinen Kopf verworren gemacht. Auch die letzten Begleiter nahmen Abschied, und ihr lebhaftes Gespräch verhallte bald auf einem Seitenpfade. Der Geiger war jetzt mit seinen dürren Phantasien allein, die wild vor seinem aufgeregten Geiste kreuzten. Die Gespenster der Vergangenheit umringten ihn, höhnender als je mit ihren stummen, vielsagenden Gesichtern, und seine erhitzte Phantasie malte ihm in scharfen Zügen und grellen Farben die abenteuerlichsten Gestalten, Gruppen und Zustände, die auf seine Erinnerungen Beziehung hatten. So sah er Florentinen bald reuig, eine büßende Magdalena, an einem fernen Meeresufer sitzen und mit sehnsüchtigen Augen über dessen stürmende Wogen nach ihm und dem Vaterlande hinausschauen; bald war sie das freche Weib eines Räuberhauptmanns, ihres Entführers, umringt von wilden Gesellen an nächtlichen Lagerfeuern; die Scene änderte sich, und er sah sie im Zuchthaus, im Kerker, auf dem Schaffot; ein sanfteres Bild zeigte sie ihm wieder, als der Tugend zurückgegeben, in einem Krankenhospitale barmherziger Schwestern, und so weiter; aber mit jeder Scene fühlte er den alten Schmerz stechend erwachen.

„Kann ich euch denn niemals los werden, ihr Quälgeister!" so rief er laut mit schneidenden Tönen, und suchte sich von dem geschäftigen Phantasus loszureißen, indem er jetzt unbemerkt einen Seitenpfad einschlug, der über den Bergwald führte. Der stark erhobene Nachtwind strich in einem langen Zuge schauerlich durch die alten Tannenhäupter, die wie unbehaglich bei der kalten, unsanften Berührung sich schüttelten, und einander geheimnißvolle Parole des Waldes zuzuflüstern schienen. Sorgloses Wild rauschte erschreckt ins Gebüsch; Nachtvögel umkreisten in wildem Fluge mit ängstlichem Geschrei des Träumers Haupt, und das Mondeslicht rang nur noch kärglich durch die Zweige auf seinen Pfad. Da erkannte er, daß er vom großen Wege abgekommen sey, allein er war schon ziemlich hoch gestiegen, und beschloß, den eigentlich nähern Weg über den Berg fortzusetzen.

Wieder war er einige hundert Schritte gegangen; es war jetzt tiefe, undurchdringliche Waldesnacht rings

um ihn her. Er mußte indeß wirklich in seiner Betäubung den schmalen Bergpfad verloren haben, denn überall wehrten die Bäume ihm das Vordringen. Da sah er in einiger Entfernung wieder einen freundlichen Mondesstrahl hereinfallen, und schwankte eilig der lichten Waldesstelle zu. Doch nahe an ihrem Saume stürzte er plötzlich in eine tiefe und weite Grube, und der Fall war so bedeutend, daß er wohl mehrere Minuten bedurfte, um zur Besinnung zu kommen. Er ermunterte sich endlich; glücklicherweise war weder seine Geige noch er selbst verletzt, nur eine Saite war an dem Instrument gesprungen, und er blickte forschend umher, wo er wohl am leichtesten aus der Grube emporklettern könnte, die vom Monde dürftig beleuchtet wurde. Da — o Grauen — regte sich's in der einen Ecke; er sah schärfer hin, und das Blut gerann ihm in den Adern, das Haar sträubte sich unter der Perrücke! Es war ein Wolf, ein großer Wolf, dem die Jäger, wie ihm einfiel, längst in der Gegend nachstellten, und der sich diese Nacht in der ihm bestimmten Grube gefangen hatte.

Die Nebelgeister des Branntweins entschwanden urplötzlich dem Gehirn des armen Geigers, als er sich seiner fürchterlichen Lage bewußt wurde. Ohne Waffen, ohne Aussicht auf Flucht oder die Erlegung des Wolfes durch Jägershand, war er gewiß, ein Opfer des Raubthiers zu werden, das schon einige drohende Bewegungen zu machen schien. Ringsum war hülflose, einsame Waldesnacht. Fiedelieb's Zähne klapperten wie im gräßlichsten Froste; seine Glieder zitterten so heftig in der ungeheuern Todesangst, daß er kraftlos in die Knie sank. Jeden Augenblick glaubte er Rachen und Klauen des Wolfes an seiner Kehle zu fühlen. Indeß warf er den Blick wild umher, ob es nicht dennoch möglich sey, aus der Todesgrube zu entkommen. Was dem Wolf nicht gelungen war, wollte sein Muth der Verzweiflung unternehmen. Und in der That schien es ihm, als sähe er in der tiefen Grubenwand gegenüber ziemlich mitten einen etwas hervorragenden Stein, der vielleicht fest genug steckte, um sein leichtes Körpergewicht zu tragen, und von welchem er sich mit einem kühnen, glücklichen Schwunge aus der entsetzlichen Gefahr zu befreien hoffte.

Mit schlotternden Knieen machte er die zwei Schritte bis zu der günstigen Stelle. Schon trat sein rechter Fuß hocherhoben auf den Stein, und er wollte mit aller Anstrengung eben den Rand der Grube zu erfassen suchen, da zeigte ihm ein kurzer Seitenblick, daß der Wolf, der bis dahin lauernd in seiner Ecke lag, sich langsam erhob, und einen Schritt vorwärts that, wie in der deutlichen Absicht, den Mitgefangenen nicht entfliehen zu lassen. Zitternd sank Fiedelieb bei dieser Wahrnehmung wieder herab und fast vor die Füße des Thieres auf die Knie nieder, das ihm mit zweifelhaftem Blick grimmig die Zähne entgegenfletschte. Nur eine einzige Bewegung vielleicht, und seine Klauen schlugen sich in Fiedeliebs Schultern.

(Forts. folgt.)

Der Unbekannte von Stackelberg.

(Schluß.)

2.

Es war ein schöner Sommerabend, die Luft warm und durchduftet; Bridgeton und Thornhill hatten ihren Spaziergang über die gewöhnlichen Gränzen ausgedehnt. Der erste dieser Herren hatte bei der Mittagstafel den Talenten des Badewirths große Ehre erwiesen. Sein rundes Gesicht strahlte von Zufriedenheit; er war mittheilender als gewöhnlich. Zuerst verbreitete er sich über das Mittagsmahl, das er an diesem Tage zu sich genommen, dann über das des vergangenen Tages, endlich über die Speisen der ganzen Woche. Hierauf ging er zu seinem Lieblingsthema, den Pferden über. Dies waren die beiden einzigen Gegenstände der Unterhaltung des Gentlemans. Bei dem letztern entwickelte er tiefe Kenntnisse; er wußte alle Kunstausdrücke der einzelnen Theile des Geschirrs bis zur unbedeutendsten Schnalle. Das heute gewählte Thema handelte von der Spannung, die man der Kinnkette zu geben habe. Er war mitten in seiner gelehrten Abhandlung über diese Streitfrage, als er bemerkte, daß Thornhill ihm völlig zerstreut zuhörte. Der junge Mann war in der That wenig aufmerksam und schien trüber gestimmt, als je.

„Was fehlt Ihnen, mein lieber Herr?" fragte Bridgeton.

„Nichts, ich versichere Sie."

„Aber Sie sehen ziemlich betrübt aus, und an einem so schönen Abende, welcher der Verdauung und Gemüthsruhe gleich günstig ist?"

Auf mehrere neue Fragen bekannte Thornhill endlich eine unglückliche Liebe zu Miß Maria Danvers, einer jungen Engländerin, die unter Vormundschaft ihrer Tante, Mistreß Fitzsimon, sich hier im Bade aufhielt.

„Miß Danvers! ich habe sie bemerkt. Eine junge, blonde, sehr liebenswürdige Person. Auch die Tante scheint nicht übel."

„Ihre Tante? sie ist ein Drache. In ihrer Wuth schlägt sie selbst ihre Diener."

„Seine Diener schlagen! Sprechen Sie mir nicht mehr von dieser Frau. Aber die Nichte ist umgänglicher?"

„Sie besitzt alle Vorzüge."

„Und ohne Zweifel sind Sie mit Ihrem guten Aeußern nicht zurückgestoßen worden?"

„Ich darf hoffen, daß ich Miß Danvers nicht gleichgültig bin; aber ihre Tante will nichts von einer Verbindung zwischen uns hören. Unsere beiden Familien stammen aus derselben Stadt Englands, aber eine aus alten Zeiten herrührende Antipathie hält sie gegenseitig von einander entfernt; wir sind die Montecchi und Capuleti von Devonshire."

„Teufel! das ist schlimm Doch wenn Sie glauben, junger Mann, daß die Vermittlung eines Millionärs von einigem Gewicht ist, so will ich meinen Einfluß versuchen."

„Welche Güte! wie soll ich Ihnen danken?"

„Aber noch eine Frage. Wie steht es um Ihr Vermögen?"

„Zweitausend Pfund Sterling Renten."

„Hm! Hm! Und wenn Sie verheirathet sind, werden Sie ein Haus machen, Kutsche und Pferde halten?"

„Dies ist mein Vorsatz."

„Gut, mein junger Freund. Ich selbst habe noch etwas von Ihnen zu verlangen, und dies ist, daß Sie mir die Sorge überlassen, Ihnen Wagen und Pferde zu verschaffen."

„Ganz, wie Sie wollen. Aber wodurch hoffen Sie die Tante zu gewinnen?"

„Lassen Sie mich machen; ich habe meinen Plan. Erinnern Sie sich nur Ihres Versprechens."

Kurze Zeit nach dieser Unterredung ging eine große Veränderung in dem Wesen des Hrn. Bridgeton vor. Seine Toilette war sorgfältiger, die Halsbinde symmetrisch umgelegt, die Backenbärte zierlicher verstutzt. Man sah ihn seltener im Pferdestall und öfter im Salon. Das Publikum, anfangs durch diese Veränderung betroffen, fand endlich den Grund derselben in Mistreß Fitzsimon; denn seit einigen Tagen hatte der würdige Gentleman mehrmals an der Seite dieser schönen Dame Platz genommen, und man hatte bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß eine lebhafte Unterhaltung zwischen ihnen statt fand, deren Kosten freilich Mistreß Fitzsimon allein tragen mußte. Hr. Bridgeton begnügte sich im Allgemeinen mit der Rolle eines passiven Zuhörers. Mehrere Umstände bestätigten diese Muthmaßung, und als man eines Abends zum erstenmale Hrn. Briogeton als Partner der Mistreß Fitzsimon am Whisttische erblickte, betrachtete man dieses unerhörte Ereigniß als Zeichen einer erklärten Liebe. Die Dame hatte mit weiblichem Takt beim ersten Blick ihre Eroberung errathen, und da ähnliche Gelegenheiten selten sind, wenn man fünfundvierzig Frühlinge gesehen, so beschloß sie, alle Künste in Bewegung zu setzen, um die Beute, welche ihre schönen Augen gemacht, zu fesseln.

Herr Bridgeton war ein Anbeter ganz besonderer Art. Er beging die größten Verstöße in der Verführungskunst. Oft gab er Zeichen von Zerstreuung oder selbst Ungeduld in Augenblicken, wo er am eifrigsten hätte seyn sollen. Bisweilen fiel er während der Rede der Mistreß Fitzsimon in einen dem Schlafe sehr verwandten Zustand, oder murmelte irgend eine unpassende Aeußerung dazwischen. Eines Abends, als die Dame ihm gerade eine besonders interessante Anekdote erzählte, sprang er plötzlich auf, um einem seiner Pferde nachzulaufen, das sich losgerissen hatte. Aber er war, wenn auch nicht eifrig, doch beständig, und einem Anbeter von solcher Bedeutung durfte man wohl diese kleinen Ungereimtheiten hingehen lassen.

Kürzen wir die Geschichte von Bridgeton's Liebe ab, und erwähnen nur, daß er an einem Tage das Geständniß der Gegenliebe und die Einwilligung der Tante zur Verbindung zwischen Thornhill und Miß Maria erhielt.

„Verdammt!" sprach er bei sich selbst, „ich bin nur zu glücklich gewesen. Ich habe das Glück meines jungen Freundes gemacht, und es hängt nur von mir ab, auch das meinige zu machen. Aber zum Teufel mit der alten Närrin!"

„Wie ist hier ein Rückzug mit Ehren möglich?"

Es befand sich zu Stackelberg ein kleiner Franzose, fünf Fuß hoch, mit ergrauenden Haaren, völlig harmlos und durchaus unbedeutend für die Gesellschaft, wo er nur einen stummen Zuhörer abgab. Diese letztere Eigenschaft hatte ihn der Mistreß Fitzsimon werth gemacht, deren Verbrauch an Zuhörern nicht gering war. Denn wenige Personen unter denen, die sie einmal mit ihrer Unterhaltung beglückt, setzten sich ein zweites Mal derselben aus. Deßhalb hatte sie ihn mit vieler Anmuth aufgenommen, bevor sich die Neigung der wichtigeren Person verrathen, und seitdem selbst hatte sie ihn aus Klugheit mit Aufmerksamkeit behandelt. Den kleinen Mann vorschieben, sich desselben zu einem Bruche bedienen, war ein Meisterstreich. Und diesen führte Herr Bridgeton aus. Bei der ersten Gelegenheit beklagte er sich lebhaft; es erfolgte eine Scene. Mistreß Fitzsimon hatte mehrere Nervenzufälle. Am folgenden Tage versuchte sie die Wirkung eines zärtlichen Augenspiels. Vergebliche Mühen! der Undankbare wollte nicht enttäuscht seyn.

Obgleich die Tante ihre üble Laune gern die Nichte hätte empfinden lassen, konnte sie doch die einmal gegebene Einwilligung nicht ohne Grund zurücknehmen. Sie sah sich genöthigt, den Hochzeitstag der jungen Leute festzusetzen. Man kam überein, daß die Trauung in der lutherischen Kirche von Stackelberg durch einen englischen Geistlichen, der sich im Bade befand, vollzogen werden und das junge Paar unmittelbar darauf eine Reise unternehmen solle, wie dies in England und in einigen Gegenden Frankreichs Gebrauch ist.

Der bestimmte Tag nahte heran, aber nichts verrieth, daß Hr. Bridgeton sich zu Erfüllung seines Versprechens, in Betreff des Wagens und der Pferde, vorbereitete. Als Thornhill ihn daran erinnerte, antwortete er: „Sorgen Sie nicht, Alles wird zu seiner Zeit da seyn."

Endlich kam der ersehnte Tag. Die junge Braut war bereits festlich geschmückt in den Salon herabgegangen. Der Verlobte ward ungeduldig, als man vor dem Thore des Hotels die prachtvolle Berline Hrn. Bridgetons, mit den vier Rossen und den goldbetreßten Lakaien halten sah; auf dem Bock saß ein majestätischer Kutscher, der mit vieler Würde die Zügel hielt. Aber welch' allgemeines Erstaunen, als man in dieser Person den Unbekannten von Stackelberg erkannte!

„Hr. Bridgeton!" rief Thornhill.

„Jetzt Tom Higgins," antwortete dieser, von seinem Sitze herabspringend, „und Ihr Diener in jeder Ausdehnung des Wortes."

„Aber was bedeutet das?"

„Einige Worte über meine Lebensgeschichte werden hinreichendes Licht auf diese Sache werfen. Ich bin zum Dienen geboren; meine Mutter war Wirthschafterin und mein Vater Kammerdiener eines Lords. Seit meiner Kindheit fand ich große Lust an den Pferden und brachte den ganzen Tag in den Ställen Seiner Herrlichkeit zu. Mit zwanzig Jahren ward ich Jokei zu Epsom und Newmarket. Aber zunehmende Körperfülle zwang mich, diese Bahn zu verlassen, und ich vermiethete mich in einem reichen Hause als Kutscher; seitdem haben mir viele Standespersonen die Führung ihres Wagens anvertraut. Ich war vollkommen glücklich, als eine in der Lotterie gewonnene Terne mich die Sorgen des Reichthums kennen lehrte. Ich entschloß mich, die auf mein Loos fallenden 50,000 Francs so schnell und heiter als möglich zu verwenden. So durchreiste ich Frankreich und einen Theil Italiens; endlich hat mich der Zufall, oder vielmehr mein günstiges Geschick, hierher nach Stackelberg geführt. Ich hatte berechnet, daß meine Summe ein halbes Jahr ausreichen mußte. Diese Frist ist eben verstrichen; ich habe gegenwärtig keinen Pfennig in der Tasche. Aber ich bin reich genug. Ich habe mich meines Wagens entledigt und einen guten Dienst für mich und diese braven Burschen gefunden, die früher meine Diener, jetzt meine Kameraden sind. Der Himmel hat es verhütet," fügte Tom hinzu, „daß ich noch glücklicher geworden, und daß Madame, Madame — — —

„Schurke!" rief Mistreß Fitzsimon.

Thornhill konnte dem Manne nichts abschlagen, der ihm so große Dienste erwiesen. Die Tante und das junge Paar stiegen in den Wagen, Tom nahm seinen erhabenen Sitz wieder ein, und unter der erfahrenen Hand flog die Kutsche im raschen Trabe vorwärts.

Lange war diese Begebenheit das gewöhnliche Tafelgespräch bei Hrn. Grendsmann, endlich aber mußte es einem andern weichen; so ist der Lauf der Welt.

Miszellen.

In diesem Jahre starb in St. Petersburg die Wittwe Friedrichs, deren Mann ein geborner Preuße war, im Alter von 115 Jahren. Ihre Tochter war an einen Unteroffizier des Leib-Grenadier-Regiments verheirathet, und da deren nun bereits verstorbener Sohn auch in den Reihen der russischen Krieger gedient, und sich bis zum Ober-Offizier emporgeschwungen hatte, so wurde in Beachtung der Dienste des Vaters und des Sohnes, und des hohen Alters der Großmutter, ihr erlaubt, mit der Tochter in den semenowskischen Kasernen zu wohnen. Das mehr als hundertjährige Mütterchen benutzte die letzten 50 R., welche sie von einer hohen Wohlthäterin erhalten hatte, dazu, alles Nöthige zu ihrem Begräbniß anzuschaffen. Sie nähte dazu alles selbst, und beschäftigte sich dann wieder mit leichten Handarbeiten. Gedächtniß, Ueberlegung, eine gewisse Frische der Kräfte und Gefühle bewahrte sie bis zum Ende ihres Lebens. Während der letzten Fasten besuchte sie, wie immer, täglich die Kirche. Noch wenige Tage vor ihrem Ende nähte sie, fädelte selbst den Zwirn in die Nadel, und zwar ohne Brille; nur in den letzten acht Tagen ihres Lebens nahm sie gar keine Nahrung zu sich.

Auf der diesjährigen Industrieausstellung in Paris befindet sich ein Fortepiano, das die Aufmerksamkeit aller Freunde dieses Instrumentes erregt. Dieses Fortepiano kann nämlich mittelst einer neuen Einrichtung auch von demjenigen, der durchaus kein musikalisches Gehör besitzt, rein und richtig gestimmt werden. Diese neue Einrichtung besteht in der Angabe der genauen Spannung, welche jede Saite haben muß. Findet diese Einrichtung Beifall, wie sich nicht anders erwarten läßt, so kann Jeder sein Piano stimmen, wie er seine Uhr aufzieht.

Castelli schreibt aus Prag, daß am dortigen Theater ein Pferd angestellt ist, welches auch zuweilen durch Ansetzen längerer Ohren als Esel benutzt wird. Dies Thier ist das einzige Mitglied des Prager Theaters, welches mit seiner Gage zufrieden ist und keine Zulage verlangt.